

Der Finanzminister hat schließlich im Gegensatz zur sonstigen Klarheit seines Exposés ein etwas vages Bild über die Höhe der Staatscassenbestände entworfen. Es ist also immerhin möglich, daß die nachfolgende Aufstellung, welche wir uns aus den verworrenen Angaben herausconstruirt haben, unrichtig ist. Darnach wären in den Cassen, abgesehen von den durch Specialanlehen beschafften 91 Mill. Valutagold, noch 40 Mill. für Valutazwecke zurückbehaltenes Gold, 19.9 Millionen Scheidemünze, 11 1/2 Millionen Steuerwechsel, 16.1 Millionen Guthaben bei diversen Instituten und — man staune! — 22 1/2 Millionen Gulden bar in Bank- und Staatsnoten. Es scheint uns kaum möglich die Worte des Ministers anders aufzufassen, zumal er selbst sagt: „Wir haben z. B. nach dem heutigen Stande einen effectiv zu verwendenden Betrag von 22 1/2 Millionen, das sind Bank- und Staatsnoten. Diese 22 1/2 Millionen in Form eines Darlehens hinauszugeben, ist ja ganz unmöglich, weil der Staat eine Menge Zahlungen hat, welche aus diesem Gelde effectuirt werden müssen.“ Wo sind alle phantastischen Bestände hingekommen, welche die Geldtheuerung verursacht haben sollen, welche höher sein sollen als alle Staatscassenbestände des Auslandes? Wenn unsere Ziffernauffassung richtig ist, woran wir kaum mehr zweifeln können, dann ist wohl selten so frech mit einem Nichts gesunkert worden, wie seitens unserer Publicistik mit dem klingenden Staatschatz.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Berlin. Schauspielhaus, „Frauentob“ von Rudolf Kothar. Deutsches Theater, „Robinsons Eiland“ von Ludwig Fulda. Lessingtheater, „Der Dornenweg“ von Felix Philipp. Neues Theater, „Der tapfere Carduino“ von A. Bisson. Paris. Porte Saint Martin, „Messire du Guesclin“ von Drouot.

Arronge hat etwas von Raimund: was er kann, genügt ihm nicht; er möchte gern höher hinaus. Als ein angenehmer, milder Schilderer bürgerlicher Sitten, der den Gemüthen der kleinen Leute nicht ohne einen leichten Schimmer von Poesie dient, ist er immer willkommen; aber das scheint ihm nicht nobel genug, er will noch mehr. So hat er sich vor Jahren mit einer „Loreley“ romantisch versucht; so versucht er sich mit dem „Pastor Brose“, den man eben im Deutschen Volkstheater spielt, jetzt im socialen Drama. Da wird man nun wieder gewahr, daß auf der Bühne aller Verstand und alle Routine, wie gut sie rechnen mögen, am Ende doch nichts helfen. Sein Verstand wählt ein Thema, das allen nahe gehen muß: den jungen Mann von heute. Die Franzosen haben ihn oft gezeichnet, als einen Jüngling ohne Jugend, der so correct und doch ein Ungeheuer ist, kalt, hart, nur Gehirn; man erinnere sich an den „Disciple“ von Bourget und an die „Lutte pour la vie“ von Daudet. In Deutschland haben ihn Hauptmann im „Biberpelz“ und Wolzogen in der „Daniela Weert“ gestreift. Es müßte sich verlohnen, seine magere, so geschmeidige, immer beherrschte Gestalt etwa neben einen enthusiastischen Großvater aus jener rauchenden Zeit, neben einen redlichen, behutsamen, schwankenden Vater zu stellen, drei Generationen der preussischen Geschichte. Derlei mochte vor dem Autor schweben. Er hat nur nicht die Kraft, ihm mehr als ein paar vage Geberden zu geben. Das merkt er selbst und will es mit Routine verhehlen: er hüllt das Stück in Episoden ein, die es verstecken sollen. Aber dieser ewige Wechsel, dieses Hin und Her und Auf und Ab im Tone läßt keine Stimmung gedeihen; wenn man eben warm werden will, fängt schon wieder eine andere Geschichte an. Herr Eppens, zum Helden mehr als zum Dulder begabt, wurde ein bisschen monoton, Frau Odilon, Herr Giampietro und Herr Wallner waren sehr gut, am besten Herr Christian, so schlicht, so echt, so fein, daß er mit dieser herzlosen Rolle sich in die Herzen aller Kenner gespielt hat.

Am 9. October ist Prof. Dr. A. Hochegger aus Czernowitz in Innsbruck im Alter von 33 Jahren gestorben. Der junge Philosoph, der sich durch seine Schriften weit über Oesterreichs Grenzen hinaus bekannt gemacht hatte, erkannte das Wesen und die Eigenheimlichkeit der Philosophie nicht bloß in der äußeren Gruppierung der allgemeinen Ergebnisse der Einzelwissenschaften zu einer harmonischen Weltanschauung, sondern vielmehr in der Beschäftigung mit Begriffen und Aufgaben, von denen die einzelnen Fachwissenschaften immer nur besondere Anwendungen enthalten, ohne daß sie selbst in ihnen einer Untersuchung zugeführt würden. In diesem Sinne läßt er mit Fichte die Philosophie als Wissenschaftslehre gelten, da sie die Grundlagen für alle anderen Wissenschaften schafft. Wie diese, geschichtlich betrachtet, aus der Philosophie hervorgegangen sind und mit ihr sich entwickelt haben, so münden sie auch in die Philosophie. Ihr fällt es zu, die letzten Fragen alles Wissens kritisch zu prüfen. Sie ist der von aller Besonderheit freie, in seiner Allgemeinheit sich begreifende Geist der Wissenschaft. Die wichtigste philosophische Wissenschaft ist wohl die Ethik, denn der höchste Zweck der Philosophie ist stets die Gewinnung einer Weltanschauung, die dem Bedürfnisse des menschlichen Geistes nach der Unterordnung des Einzelnen unter umfassende theoretische und praktische Gesichtspunkte genügt. Da mit der praktischen Weltanschauung stets bange Fragen des Gemüthes in Beziehung und insbesondere alle Menschen gleichmäßig unter dem kategorischen Gebote der Pflicht stehen, so erlangen die Fragen der Ethik ungleich mehr Wichtigkeit und Bedeutung als die der theoretischen Philosophie. Die Ethik hat aber eine doppelte Aufgabe. Erstens müssen wir die Thatfachen des Sittlichen möglichst erschöpfend kennen lernen, wenn wir sie zu Normen unseres Handelns erheben wollen. Ist es gelungen, die grundlegenden Sittlichkeitsbegriffe zu finden, dann kann man zur Anwendung der

gewonnenen Principien auf die Hauptgebiete des sittlichen Lebens vorschreiten. Dadurch wird die Ethik zur angewandten Individual- und Socialethik, d. h. zur ethischen Pädagogik. Die Pädagogik bildet für die Ethik eine notwendige Ergänzung, denn ohne sie würden die idealen Forderungen derselben nicht planmäßig in das Leben überetzt werden. Obwohl nun die Pädagogik angewandte Ethik ist, fällt sie doch nicht mit letzterer zusammen, sondern hat auch ihren eigenartigen wissenschaftlichen Charakter. Die Erziehung knüpft immer an Vorhandenes an, ist somit geschichtlich bedingt, sodas die Pädagogik innige Fühlung mit der Geschichte nehmen muß. Darnach ist sie sowohl philosophische wie historische und sociale Wissenschaft. Leider ist die Philosophie noch keine einheitliche Wissenschaft geworden; sie zerplittert sich noch immer in verschiedene Systeme. Diese Verschiedenartigkeit ist keineswegs notwendig, sondern zumeist durch ungerechtfertigte einseitige Bevorzugung einer Methode bedingt. „Wenn die Philosophie“, sagt der heimgegangene Philosoph, „von den Einzelwissenschaften sich nicht absondert und im Besitze der errungenen wissenschaftlichen Methoden eines Zeitalters sich befindet, dann wird es auch nur ein System geben, das nämlich der wissenschaftlichen Erkenntnis der Zeit entspricht, welche es in einer die Forderungen des Verstandes und des Fühlens und Wollens befriedigenden Weise zusammenfaßt, und der Streit der einzelnen Philosophen wird sich auch nur innerhalb der Grenzen bewegen, in denen derselbe bei den Einzelwissenschaften geführt wird, und der bei aller Verschiedenheit der Meinung doch gemeinsame Fragen und Antworten zuläßt.“

Man schreibt uns aus Dresden: Im königl. Schauspielhaus, in welchem noch nicht ganz vollendete Umbauten die volle Entfaltung der Kräfte hindern, beherrscht augenblicklich Schönthan-Kadelburgs Schwank „Zu m wohlthätigen Zweck“ das Repertoire. Ein Stück, dessen beide Acte sehr lustig, dessen beide letzten Acte jedoch selbst für einen Schwank ganz unglaublich sind, und das lediglich einer so außerordentlich liebenswürdigen Darstellung, wie die hiesige es ist, den Erfolg und die vollen Häuser verdankt. Eine Reihe von Neuengagements hat die Zahl der Darsteller derart vergrößert, daß man imstande war, zu Ehren der Association littéraires artistique im Opernhause den „Sommernachtsraum“ und zugleich im Schauspielhaus vier Stücke von Hans Sachs zu geben. Von diesen Neuengagements sind von besonderem Interesse die des Herrn Winds vom Hofburgtheater in Wien, des Herrn Holtzhaus vom Hoftheater in Hannover und des Herrn Wieck vom Hoftheater in Weimar. Auch zu unieren vielen Tendören soll noch ein weiterer kommen; das Bureau des königlichen Hoftheaters meldet, daß der in Lübeck neuendeckte Tenor Civar Forkhamer unter glänzenden Bedingungen von 1897 an verpflichtet worden ist.

Man schreibt uns aus München: An erster Stelle unter den Deutschen der Secession muß diesmal Julius Exter genannt werden. Sein „Chafreitag“ zeigt, daß er aus dem jüngerlichen Umherstasten zu männlicher Sicherheit sich durchgerungen hat. Der neue Geist, der über ihn gekommen ist, läßt sich schon äußerlich erkennen in der Art der Arbeit, fast möchte ich sagen: im Pinselstrich. Dies Werk soll nicht mehr durch genialischen Schein verblüffen, es soll durch tüchtiges Wesen gewinnen. Er hat es voll ausreifen lassen. — Auf blumiger Wiese hat sich die Gemeinde zur Andacht versammelt. In brünstiges Gebet verloren, knien Frauen und Männer in weitem Halbkreis. Ihr ganzes Sinnen gehört dem Heiland, der an diesem Tage einst für die Welt und ihre Sünden gestorben. Und — da sehen sie ihn: von goldigem Schimmer umflossen schwebt des Gekreuzigten Bild vor ihren Augen. Auf den Flügeln des Dreieckseilens schweben blondgelockte Engel in hellen Gewändern: sie tragen Lilien in der Hand und singen Jubelschöre. — Es lebt eine tiefe Empfindung in dem Bilde, die das Mythische des Vorganges fast natürlich erscheinen läßt. Diese Menschen staunen kaum über die Vision, aus ihren Augen bricht ein Strahl jenes Glaubens, dessen liebstes Kind das Wunder ist. Dazu kommt eine wunderbare Schönheit des Tons: die dunklen Farben, das Schwarz und Blau und Rosa der Dachauer Tracht und das tiefe Grün des Rasens sind fein zusammengestimmt. Sie geben einen tiefen Accord, der zu der Stimmung trefflich paßt. Der breite silbergraue Rahmen hebt den goldigen Schimmer, der Christus und die Engel umgibt. — Unter den übrigen Jungen sind am interessantesten die Phantasten, will sagen, die ihre Stoffe aus dem Reich der Träume holen. Auch das ist bezeichnend. Es war lange Zeit gerade das Gegentheil der Fall: Da standen die stärksten Begabungen auf der Seite des Realismus. Unter diesen Phantasten unterscheide ich zwei Richtungen. Die einen suchen die neuen Mittel anzuwenden, welche die moderne Entwicklung gebracht hat, ohne die eigenartige Anschauung aufzugeben. Der Dresdener Max Pietzmann ist die kräftigste Persönlichkeit dieser Richtung. Er hat die Pariser Schule durchlaufen und weicht keinem der berühmten Franzosen an Beherrschung der Technik. Aber in Stoffen und Auffassung ist er durchaus unabhängig und deutsch. Er ist das schlagendste Beispiel dafür, daß jene Vermählung der beiden Richtungen in der Kunst, die Camille Maclair für die Zukunft erhofft, sich schon jetzt zu vollziehen beginnt. An die Stelle der tiefen glühenden Farben, die Böcklin für diese Dinge wählte, setzt er die strahlende Helligkeit der modernen Realisten. Er kennt keinen anderen Stil für die Schilderung der Sagenwelt als für die der wirklichen. Es ist dieselbe lachende Frühlingspracht, in der heute Nymphen und Satyre ihre grotesken Sprünge machen, morgen modische Fräulein mit geschmeidiger Amuth Tennis spielen. Hier gefüllt sich ihm mit seinem „Adam“ Karl von Ferenczy. Seine Auffassung frapirt; sie ist neu und dabei so einfach und natürlich, daß man staunt, daß sie neu sein kann. Alle „Adam“ der Kunst sind Menschen, völlig den späteren gleich an Körper und Seele, dieser einzig ist der erste Mensch. Die ungeschlachte Gestalt ströht noch von thierischer Kraft, der Geist wird erst erwachen. Das Auge sieht, aber es weiß noch nicht. Noch hat nicht Lust noch Leid, nicht Liebe noch Haß die Muskeln dieses Gesichts verzogen. Das Geschöpf ist da: die Welt erst wird es zum Menschen machen. Die andern verschmähnen die Anlehnung nicht: aber sie lassen nicht mehr die Griechen der alten Welt und die Italiener der Renaissance auf sich wirken, sondern nur die alten deutschen Meister. Anders wie Homer: sie lieben herbere Formen. Und dann: sie haben eben